

Norbert Mette

Gemeindekirche – passé?

Für Norbert Greinacher zum 70. Geburtstag

Ein streitbarer Theologe wird durch lebendigen Diskurs am besten geehrt.

Daher an dieser Stelle keine Darstellung seines Werkes, sondern ein engagierter Beitrag zur aktuellen Debatte: Wie sah die Vision von »Gemeindekirche« aus – und ist sie tatsächlich obsolet?

Exorzismus eines Mythos?

● «Die sattsam bekannte Alternative zwischen ›Volkskirche‹ und ›Gemeindekirche‹ ist ... keineswegs so selbstverständlich, wie weithin suggeriert, in Richtung der Letzteren aufzulösen. Im Gegenteil: Dass die Gemeinde ›Kirche des Volkes‹ zu sein hat (...), ist um ihrer Identität willen im Bewusstsein zu halten bzw. wieder zur Geltung zu bringen. Das gilt insbesondere angesichts all jener – tendenziell elitären – gemeindegkirchlichen Phantasien, unter denen sich eine homogene Klientel gleich gesinnter, gleich betroffener, gleich situierter und gleich engagierter ChristInnen assoziiert bzw. inzestuös rekrutiert, unter denen aber die in Mt 2,27 verankerte Bestimmung, dass die Gemeinde für die Menschen da ist, schnell pervertiert zum Kalkül, inwiefern die Menschen für die Gemeinde da sind.»¹ Wenn in diesem Zitat das, was in der pastoraltheologi-

schen Diskussion der letzten 40 Jahre mit dem Begriff »Gemeindekirche« etikettiert worden ist, zutreffend charakterisiert worden ist, handelt es sich in der Tat um ein Konzept, das sich weder theologisch noch pastoral verantwortbar vertreten ließe. Welche Gefahren zudem ein Leitbild wie »lebendige Gemeinde« in sich birgt, wird zu Beginn des eben zitierten Artikels an drei Konsequenzen festgemacht²: Der Anspruch des »richtigen Mitmachens« gewinne quasi-dogmatischen Rang; wer nicht mitmache bzw. mitmachen könne, werde exkommuniziert; unter der Parole des »Sich-überflüssig-Machens« werde es den hauptamtlich, besonders den nichtgeweihten, in der Gemeindepastoral Tätigen verwehrt, eine eigene Berufsidentität auszubilden.

Wenn das so ist, drängt sich die Schlussfolgerung auf: »Das Leitbild ›lebendige Gemeinde‹ entpuppt sich so als bloße Vision ohne Konkretion. Wenn derartige Programme sich zudem das Siegel des Prophetischen geben, sind sie sogar gefährlich, denn sie machen aus einer Strukturfrage eine Glaubensfrage – etwas, das viele VerfechterInnen der ›lebendigen Gemeinde‹ den amtlichen Instanzen der Kirche vorwerfen. Sachgerechter und Gewinn bringender scheint es uns deshalb zu sein, die Frage nach der Gemeinde nüchterner, d.h. vor allem als Frage nach ihrer

realen Gestalt und ihrem funktionalen Charakter, anzugehen.«³

Dass heute praktisch-theologisch anders über »Gemeinde« nachgedacht und geschrieben werden muss als Ende der 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts⁴, versteht sich von selbst. Ein enormer gesellschaftlicher und kirchlicher Wandel hat sich seitdem vollzogen und dauert an. Auch hat sich das Verständnis von »Gemeinde« nicht zuletzt aufgrund einer verstärkten Beschäftigung mit dieser Thematik seitens aller theologischen Disziplinen erweitert und differenziert. Praktische Erfahrungen – seien sie eher positiv oder eher negativ – sind hinzugekommen

»»Gemeinde« auf den Schrotthaufen des Vergangenen? ««

und müssen reflektiert werden. Und vieles anderes mehr. Läuft das alles aber darauf hinaus, dass das, was vor einer Generation noch in der Pastoraltheologie zum Thema »Gemeinde« konzipiert worden ist, auf den Schrotthaufen des Vergangenen gehört? Sind die praktischen Erfahrungen damit wirklich so bedrängend, wie es die angeführten Zitate nahe legen? Oder handelt es sich bei der entschiedenen Absage an den Mythos »Gemeindekirche« möglicherweise um einen Reflex nunmehr auch innerhalb der praktischen Theologie auf das postmoderne Verdikt jeglicher Utopie?

In dem erwähnten Handbuch-Artikel ist allerdings auch festzustellen, dass hinter der zum Teil gleichsam schießbudenartig stilisierten Rede von der »Gemeindekirche« sich alles andere als ein einheitliches Konzept verbirgt. Das hängt damit zusammen, dass sich im Laufe der Zeit tatsächlich unterschiedliche Ansätze herausgebildet haben, die den Begriff »Gemeindekirche« für sich in Anspruch nehmen oder zumindest den Eindruck erwecken, sie seien diesem Kon-

zept zuzuordnen. Darunter ist durchaus neben anderen eine Tendenz auszumachen, die sich von einer elitären und rigoristischen Einstellung leiten lässt und die darum leicht auf die in dem Artikel beschworene Gefahr einer »Idolatrie einer absolut gesetzten Sozialität« hinausläuft.⁵

Dass diese Entwicklung jedoch mit der ursprünglichen Redeweise von »Gemeindekirche« – für die Norbert Greinacher neben Ferdinand Klostermann, Karl Rahner und Henry Fischer als prominenter Vertreter anzuführen ist – nicht in Einklang zu bringen ist, soll im Folgenden anhand einiger Hinweise erinnert werden, um auf dieser Grundlage nochmals die Frage zu erörtern, ob das auch über den zitierten Artikel hinaus antreffbare Verdikt gegen die »Gemeindekirche« wirklich begründet ist.⁶

Die Rede von »Gemeindekirche«

- Ein Blick in den entsprechenden Band der 2. Auflage des für die katholische Theologie einschlägigen »Lexikons für Theologie und Kirche« ist beredend: Im Artikel »Gemeinde«⁷ wird zum biblischen und fundamentaltheologischen Verständnis auf »Kirche« verwiesen, zum pastoraltheologischen auf Pfarrei. Angesichts dieses Befundes ist es erstaunlich, wie rasch der Gemeindebegriff sich auch innerhalb des katholischen Sprachgebrauchs verbreitet und durchgesetzt hat. Um nur ein paar Stationen zu nennen: 1965 erschien von Ferdinand Klostermann die Studie

»»wie rasch der Gemeindebegriff sich durchgesetzt hat ««

»Prinzip Gemeinde«, die er bis 1974 zu dem zweibändigen grundlegenden Werk »Gemeinde – Kirche der Zukunft« ausgebaut hatte. Im Rahmen der (damals noch) im Auftrag der Deut-

schen Bischofskonferenz von der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen herausgegebenen Reihe »Pastorale – Handreichung für den pastoralen Dienst« erschien 1970 der Faszikel »Die Gemeinde«, verfasst von Henry Fischer, Norbert Greinacher und Ferdinand Klostermann. Schließlich war auf den Diskussionen der verschiedenen Synoden im deutschsprachigen Raum Ende der 60er- und Anfang der 70er-Jahre von »Gemeinde« bereits so selbstverständlich die Rede und ging der Begriff in zahlreiche Beschlüsse ein, als sei er schon immer katholisches Gemeingut gewesen.

Fragt man nach den Gründen für diesen bemerkenswerten Vorgang, ist auf mehrerlei zu verweisen: Entscheidende Impulse dazu gab das Zweite Vatikanische Konzil mit seiner Betonung

»wachsendes Selbstbewusstsein unter den Laien«

der ekklesiologischen Dignität der Kirche »je an ihrem Ort« (Kirchenkonstitution 26) sowie – damit eng verbunden – der Verantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Heilssendung der Kirche (Kirche als »communio«).

Dass das Konzil in dieser Weise auf das ursprüngliche Kirchenverständnis zurückgegriffen und damit entscheidende Weichenstellungen für eine entsprechende Kirchenreform gelegt hat, hängt mit der epochalen Erfahrung zusammen, dass die hierarchie- bzw. klerikerzentrierte Sichtweise von Kirche, zu der es im Laufe der Jahrhunderte gekommen war, sich mit den Gegebenheiten und Herausforderungen der modernen Gesellschaft nicht länger vereinbaren ließ. Der besonders markant in der Promulgation der »Katholischen Aktion« durch Pius XI. zum Ausdruck kommende Einsicht aufseiten der Hierarchie, auf eine stärkere Mitwirkung der Laien beim apostolischen Wirken der Kirche angewie-

sen zu sein, korrespondierte (bzw. ging voraus) ein wachsendes Selbstbewusstsein unter den Laien in den verschiedenen kirchlichen Reform- und Erneuerungsbewegungen.

Darüber hinaus ließen tief greifende Veränderungen in dem Verhältnis der Bevölkerung zur Religion bzw. Kirche auch und gerade in Gebieten, die traditionell kirchlich geprägt waren, die Frage aufkommen, wie seitens der Kirche auf diese Entwicklung reagiert werden könne bzw. solle.

Die 70er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren von einer großen Reformeuphorie in großen Teilen der Bevölkerung gekennzeichnet. Durch eine Fundamentaldemokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche sollte eine Partizipation der Betroffenen an allen auf sie sich auswirkenden Entscheidungen erwirkt werden. Davon wurden auch die Kirchen nicht ausgenommen; programmatisch wurde eine »Kirche von unten« gefordert.

Nicht zuletzt vollzog sich in der als »Pastoraltheologie« bezeichneten Disziplin ein Paradigmenwechsel: Das ganze Volk Gottes und nicht länger allein der »Pastor« wurde als Subjekt aller kirchlichen Vollzüge begriffen. Deren stärkere Einbindung in den gesellschaftlichen Kontext brachte eine verstärkte Einbeziehung der Humanwissenschaften in die praktisch-theologische Reflexion mit sich.

Terminologie und Programmatik

- Der erwähnte LThK-Artikel erinnert nachträglich daran, dass bis zum letzten Konzil in der katholischen Theologie und Pastoral der Begriff »Pfarrei« geläufig war; »Gemeinde« galt als etwas Protestantisches. Bei der Übernahme dieses Begriffs in den katholischen Raum handelte es sich aber nicht bloß um einen Austausch der No-

menklatur, denn es ging dabei um ein theologisches und pastorales Programm: »Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden.«⁸

Die hier vorausgesetzte Unterscheidung von Pfarrei und Gemeinde geht aus der jeweiligen Bestimmung hervor. So heißt es zur (katholischen) Gemeinde: »Sie stellt eine Gruppe von Menschen dar, die an Jesus Christus glauben und versuchen, ihr individuelles und gemeindliches Leben an der Botschaft des Neuen Testaments auszurichten; die Gemeindemitglieder sind in der Gemeinde in ein Geflecht von sozialen Beziehungen hineingebunden und übernehmen be-

»in ein Geflecht von sozialen Beziehungen hineingebunden«

stimmte Funktionen in der Gemeinde; den Mittelpunkt des Gemeindelebens bildet die Gemeindeversammlung, besonders der eucharistische Gottesdienst; die Gemeinde stellt kein Ghetto dar; sie versteht sich als integrierter Teil der Gesamtkirche und weiß sich verpflichtet zum Dienst an der Gesellschaft.«⁹ Die Pfarrei wird demgegenüber als kirchlicher Verwaltungsbezirk bestimmt, der alle getauften Katholiken eines festgelegten Bereichs (Dorf, Stadtteil...) unbeschadet ihres kirchlichen Engagements umfasst. Innerhalb einer solchen Pfarrei bildet dann der Teil der Glieder, die bewusst das kirchliche Leben vor Ort mitgestalten und sich damit identifizieren, die Gemeinde. Ergänzend wird darauf hingewiesen, dass die territoriale Anbindung nicht notwendig zur Gemeindebildung hinzugehört, sondern dass es auch Personal- oder funktionale Gemeinden gibt.¹⁰

Auffällig an diesen Bestimmungen ist, dass sie zunächst von der Soziologie her entlehnt sind.¹¹ Allerdings wohnt ihnen bereits ein deutliches Gefälle zur Theologie hin inne. Dies gilt insbesondere für das Verständnis von Gemein-

de. Ihr theologischer Gehalt ist ausführlich in den genannten Büchern und Texten dargelegt; exemplarisch seien hier die Kennzeichen einer »kirchlichen Gemeinde von morgen« angeführt, wie sie Norbert Greinacher in einem seiner grundlegenden Artikel zu dieser Thematik umrissen hat¹²:

- Die Identität der christlichen Gemeinde ergibt sich aus ihrem Gegründetsein in Jesus Christus; er ist ihr bleibend gegenwärtiger Ursprung und ihr Ziel.
- Die christliche Gemeinde ist eine funktionale Größe; d.h. sie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern »zugewandt auf eine andere Wirklichkeit, die Jesus die Basileia nennt«¹³.
- Orientiert am Beispiel Jesu ist die christliche Gemeinde Anwalt der Menschlichkeit und widersetzt sich allem und jedem, was Menschen in ihrer genuinen Würde verletzt oder vernichtet – sei es in den eigenen Reihen, sei es in der Gesellschaft.
- Aus der durch Jesus Christus eröffneten Unmittelbarkeit zu seinem Vater ergibt sich eine grundsätzliche Gleichheit aller Mitglieder in der Gemeinde.
- So wie sich die christliche Gemeinde der in Jesus begonnenen eschatologischen Befreiungsgeschichte Gottes verdankt, hat sie entschieden für die Sache der Freiheit einzutreten und notfalls dafür Nachteile in Kauf zu nehmen.
- Die Gemeinde zeichnet sich durch Offenheit in mehrfacher Hinsicht aus: offen ihren eigenen Mitgliedern gegenüber sowie zur gesam-

»offen für das Fremde und die Fremden und damit nicht zuletzt für Gott«

ten Umwelt, offen für neue Erfahrungen und Veränderungen, offen besonders für das Fremde und die Fremden und damit nicht zuletzt für Gott.

- Bei aller Engagiertheit lebt die Gemeinde aus der hoffnungsvollen und -frohen Zuversicht auf eine Vollendung sowohl des einzelnen als auch des ganzen Kosmos, die nicht sie zu bewerkstelligen hat, sondern die ausschließlich in den Händen Gottes liegt.

- Die Gemeinde lebt von der Bereitschaft und Fähigkeit der Beteiligten, sich auf einen andauernden Lernprozess einzulassen.

Als Zwischenbemerkung drängt sich an dieser Stelle die Feststellung auf, dass die zu Beginn dieses Beitrags angeführte Kritik an der Gemeindegirchlenkonzeption kaum diese gemeindegirchlenologisch-ekklesiologische Grundlegung meinen kann, auch dann nicht, wenn diese Grundlegung nicht bloß auf die einzelne Gemeinde bezogen wird, sondern auf die Sozialform von Kirche insgesamt zielt. Der in diesem Zusammenhang geprägte Begriff »Gemeindegirchle«¹⁴ hebt auf zweierlei ab:

Zum einen benennt er jene Sozialform der Kirche, die die bisherige, nämlich die Volkskirche, ablöst. Dass die Praktische Theologie katholischerseits in den 60er-Jahren einen solchen Aufschwung bekam, wie er sich im »Handbuch der Pastoraltheologie« dokumentierte, hing mit

»Ende der Sozialform ›Volkskirche‹«

der unter ihren Vertretern damals weit verbreiteten Überzeugung zusammen, dass die Zukunft der Kirche sich erheblich von ihrer Vergangenheit unterscheiden werde, und zwar zunächst weniger aus theologischen als vielmehr aus gesellschaftlichen Gründen: Das überkommene Verhältnis zwischen Gesellschaft und Kirche – eine weitestgehend selbstverständliche Zugehörigkeit der Bevölkerung zur Kirche, verbunden mit einer starken kirchlichen Prägung des gesamten gesellschaftlichen Lebens – begann

unübersehbar zu bröckeln. Das Ende dieser Sozialform von Kirche, »Volkskirche« genannt, zeichnete sich ab. Die Kirche der Zukunft würde sich, so wurde prognostiziert, auch hierzulande wie in weiten Teilen der Welt in einer Diasporasituation vorfinden. »Wenn«, so wurde es für viele Christen zur bedrängenden Frage, »die geschichtlich gewordene und gesellschaftlich bedingte Sozialform der Volkskirche zum Absterben verurteilt ist, wie kann die Kirche ihre Identität bewahren? Wie kann die Kirche überleben in Treue zu ihrer eigenen Identität?«

»Wie kann die Kirche überleben in Treue zu ihrer eigenen Identität?«

Wie kann die Kirche überleben in Treue zu ihrer eigenen Identität? In welcher Gestalt wird die Kirche so überleben, dass sie einerseits die sich aus ihrem Selbstverständnis ergebenden Aufgaben wirksam erfüllen und andererseits in der Gesellschaft wieder Glaubwürdigkeit erlangen kann?¹⁵ Die theologische Antwort lautete: Die »Gemeindegirchle« ist die anzustrebende und sich bereits abzeichnende neue Sozialform der Kirche. Dieser tautologisch anmutende Begriff sollte zum Ausdruck bringen, dass sich die Kirche aus den in der pluralen Gesellschaft verstreut lebenden Einzelgemeinden bildet, die allerdings sich nicht sektenhaft abschließen, sondern je einzeln und miteinander vernetzt in die gesellschaftliche Öffentlichkeit aus dem Geist des Evangeliums heraus einwirken.

Zum anderen beinhaltet die Rede von »Gemeindegirchle« ein gesamtkirchliches Reformprogramm. Denn es wäre ein fatales Missverständnis, wenn die genannten Kennzeichen einer kirchlichen Gemeinde von morgen nur als für die Ebene der Einzelgemeinde gültig betrachtet würden. Es sind vielmehr Merkmale, die für alle Ebenen kirchlichen Wirkens gelten. Die Kirche insgesamt kann nicht anders sein als ihre einzelnen Gemeinden und umgekehrt. Das

heißt, dass von den genannten gemeindlichen Elementen etwa auch bei der Vollversammlung einer Bischofskonferenz oder bei der Sitzung eines Diözesankapitels etwas spürbar sein müsste, wenn es sich um ein kirchliches Ereignis handeln soll. Zugespitzt heißt das: Alle Strukturen von Kirche müssen daraufhin geprüft werden, ob sie unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen glaubwürdig das bezeugen, dem sie zu dienen haben, nämlich das Evangelium, und gegebenenfalls verändert werden. Es ist nur konsequent, dass in diesem Zusammenhang die Forderung nach einer stärkeren Demokratisierung der (katholischen) Kirche aufkam.

Was ist daraus geworden?

● Kardinal Roger Mahony, Erzbischof von Los Angeles, beginnt seinen beachtenswerten Pastoralbrief über den kirchlichen Dienst »As I have done for You« vom Gründonnerstag 2000 mit einem Abschnitt über die sich verändernde Pfarrei, in dem er schlaglichtartig die Situation der St. Leo-Pfarrei in Los Angeles im Jahre 1955 mit der im Jahr 2005 vergleicht: 1955 standen für die 1500 Familien dieser Pfarrei drei hauptamtliche und zwei nebenamtliche Priester zur Verfügung; deren pastorale Tätigkeiten erstreckten sich hauptsächlich auf die Bereiche der Sakramentenspendung, der Erziehung und Katechese sowie des gottesdienstlichen Lebens. Zusätzlich waren ein paar hauptamtliche Laien angestellt, wie der Organist und der Küster; und es engagierten sich einige Freiwillige. Das Leben der Pfarrei verlief in den vertrauten, geordneten Bahnen. Im Jahre 2005 wird sich das Bild dieser Pfarrei erheblich anders darstellen: Sie zählt über 5000 Haushalte und ist durch und durch multikulturell zusammengesetzt. Bewusst lässt sich die Gestaltung des pfarrlichen Lebens vom Prin-

zip des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen leiten. Neben dem Pastor, dem verheirateten Pastoralassistenten, dem Diakon und einer Reihe von haupt- oder nebenamtlichen Laien engagieren sich viele Angehörige freiwillig für die verschiedensten Aufgaben: von der Diakonie bis zur Katechese. Die Pfarrei, wie der Kardinal sie im weiteren beschreibt, beeindruckt durch die Art, wie sie aufgeschlossen und kreativ sich den Bedürfnissen ihrer Mitglieder und den Herausforderungen ihrer Umgebung stellt.

Was hier exemplarisch aus den USA berichtet wird, lässt sich auch von einem Großteil der katholischen Pfarrgemeinden im deutschsprachigen Raum sagen: Vergleicht man sie heute mit ihrem Zustand vor 40-50 Jahren, sind sie, was die Breite des von Laien getragenen Engagements angeht, nicht wieder zu erkennen. Wäre es in diesem Zeitraum zu einem solchen

»die Breite des von Laien getragenen Engagements«

beachtlichen gemeindlichen Bewusstsein nicht gekommen und wäre es nicht vorhanden, ständen infolge des Priestermangels derzeit viel mehr Pfarreien vor dem Aus, als es der Fall ist.

So positiv dies als Faktum zu verbuchen ist, so ist nicht zu übersehen, dass von einem Gemeindeaufbruch oder einer Gemeindebewegung im katholischen Raum, wie sie in den 70er-Jahren zu verzeichnen waren und ihren markantesten Niederschlag in einer Reihe von »Modellgemeinden« gefunden hatten¹⁶, nicht mehr die Rede sein kann. Das hat verschiedene Gründe, unter denen sicherlich die beschleunigt weitergegangenen Entwicklungen der Enttraditionalisierung, Individualisierung und Pluralisierung in der Gesellschaft insgesamt eine maßgebliche Rolle spielen. Doch dürfen sie nicht dazu herhalten, um Versäumnisse kirchlicherseits zu entschuldigen.

gen. Wenn zuvor sehr engagierte Laien – und sehr häufig waren es gerade die aufgeweckten und kreativen MitarbeiterInnen – sich aus dem gemeindlichen Leben zurückgezogen haben, dann war dafür vielfach nicht ausschlaggebend,

»sich aus dem gemeindlichen
Leben zurückgezogen«

dass sie sich lieber auf den Individualisierungstrip begeben wollten, sondern sie waren schlicht und einfach enttäuscht und frustriert – nicht unbedingt über ihre Erfahrungen in der konkreten Gemeinde (obwohl auch das nicht selten der Fall war), sondern darüber, dass ihre kritischen und konstruktiven Beiträge spätestens auf den höheren kirchlichen Ebenen ungehört verhallten. Vor allem die überkommene klerikale Mentalität (die durchaus auch bei Laien antreffbar ist) erwies sich immer wieder als das Bollwerk, an dem die verschiedensten Reformprojekte zerprallten; statt dass sich die Hoffnung auf eine Entklerikalisierung erfüllte, ist inzwischen eine massive Reklerikalisierung zu verzeichnen – mit tödlichen Folgen für jegliche Gemeindebewegung. Anders als eine Ironie der jüngeren Kirchengeschichte, die traurig stimmen kann, lässt es sich kaum bezeichnen, dass nunmehr angesichts des nicht mehr abzustreitenden Priestermangels allenthalben an die Lebendigkeit der Gemeinden und die Eigenverantwortlichkeit der Laien appelliert wird, nachdem man die Zeit, die noch vorhanden gewesen war, um entsprechende Lernprozesse in den Gemeinden voranzubringen, vielfach ungenutzt hat verstreichen lassen. Pointiert formuliert: Hätten sich die Verantwortlichen in der Kirche beizeiten auf das Konzept der Gemeindekirche in der hier in Erinnerung gerufenen Form eingelassen¹⁷, wäre der pastorale Notstand vermutlich nicht in der Dramatik eingetreten, wie es jetzt der Fall ist.

Ausblick

● Wie kann es weitergehen? Unübersehbar machen sich hierzulande im pastoralen Alltag der katholischen Kirche Ratlosigkeit und Fatalismus breit. Nicht nur von außen betrachtet, sondern auch unter den Beteiligten selbst kommt leicht der Eindruck auf, die noch bestehenden örtlichen Kirchengemeinden würden – um es westfälisch auszudrücken – »vor sich hinwurschteln«; es ginge in ihnen um nichts anderes mehr, als so gut wie möglich für die eigene Bestandserhaltung zu sorgen. Woran es weithin mangelt, ist, eine Perspektive dafür angeben zu können, wofür denn das Ganze gut sein soll.

Das Konzept der Gemeindekirche gab eine solche Perspektive an die Hand: Kirche in der gesellschaftlichen Diasporasituation als Chance und Neuaufbruch, konsequent Kirche für die anderen zu werden. Gewiss kann dieses Pastoral-konzept heute nicht mehr einfach wiederholt werden. Zu tiefgreifend sind, wie bereits erwähnt, die Veränderungen. Entsprechend ist

»Diasporasituation
als Chance
und Neuaufbruch«

auch theologisch über das, was Gemeinde ist und sein kann, weiter nachgedacht worden, ist darüber gestritten worden, sind theoretisch weiterführende und praktisch hilfreiche Einsichten gewonnen worden. Nicht zuletzt die Begegnungen mit der ansatzweise realisierten Gemeindekirche in Form der Basisgemeinden in der südlichen Hemisphäre haben wichtige Impulse vermittelt und zu neuen Akzentuierungen in der praktisch-theologischen Reflexion hierzulande geführt.¹⁸

Nüchtern hatte Norbert Greinacher schon 1966 vermerkt, »dass natürlich auch die Ge-

meindekirche ihre besonderen Gefährdungen und Versuchungen hat¹⁹. Eine davon mag die Stilisierung der christlichen Gemeinde zur »Kontrastgesellschaft« sein.²⁰ Doch heißt das nicht, dass das Gemeindekirchenkonzept damit schlechthin obsolet wäre. Im Gegenteil, zu den beiden Grundprinzipien: (1) Kirche lebt aus mündigen Christengemeinden der zur Freiheit

berufenen Gotteskinder, und (2) Freiheit und Mündigkeit bilden durchgängige Prinzipien für das gesamte kirchliche Leben, sehe ich schlechthin keine überzeugende Alternative. Gerade angesichts der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse halte ich sie für ein Erfordernis, für das es sich um der frohen Botschaft Gottes an alle Menschen willen einzusetzen lohnt.²¹

¹ Herbert Haslinger/Christiane Bundschuh-Schramm, Lebensraum und Organisation, in: Herbert Haslinger (Hg.), Handbuch Praktische Theologie Bd. 2, Mainz 2000, 287-307, hier 296.

² Vgl. ebd., 288f.

³ Ebd., 289.

⁴ 1968 ist Bd. III des von Franz Xaver Arnold u.a. hg. Handbuchs der Pastoraltheologie erschienen, in dem die Thematik »Der Selbstvollzug der Kirche in der Gemeinde« einen Schwerpunkt bildet.

⁵ H. Haslinger/Chr. Bundschuh-Schramm, a.a.O., 301 (mit Verweis auf einen Artikel von Bernhard Casper).

⁶ Dass damit zwar ein wichtiger Teil, aber doch nur ein Ausschnitt aus dem theologischen Werk und dem immer damit verknüpften pastoralen

Engagements von Norbert Greinacher aufgegriffen und gewürdigt wird und werden kann, sei der Vollständigkeit halber vermerkt. Um der besseren Lesbarkeit willen wird auch auf einen umfassenden Anmerkungsapparat verzichtet.

⁷ Vgl. LThK2 IV, 643-645.

⁸ H. Fischer u.a., Die Gemeinde, Mainz 1970, 15.

⁹ Ebd., 14.

¹⁰ Vgl. ebd., 14f.

¹¹ Vgl. ebd., 13. – Vgl. ausführlicher Norbert Greinacher, Soziologie der Pfarrei, in: HPTH III; 111-139.

¹² Vgl. N. Greinacher, Zielvorstellungen einer kirchlichen Gemeinde von morgen, in: ders. u.a. (Hg.), Gemeindepraxis. Analysen und Aufgaben, München-Mainz 1979, 126-141.

¹³ Ebd., 131.

¹⁴ Soweit ersichtlich, hat Norbert Greinacher ihn geprägt; zum ersten Mal taucht er auf in ders., Die Kirche in der städtischen Gesellschaft, Mainz 1966, 287.

¹⁵ Norbert Greinacher, Volks- oder Gemeindekirche?, in: HK 30 (1976) 51-53, hier 52.

¹⁶ Vgl. Norbert Mette (Hg.), Wie wir Gemeinde wurden. Lernerfahrungen und Erneuerungsprozesse in der Volkskirche, München-Mainz 1982.

¹⁷ Als bleibend gültige Programmschrift ist anzuführen: Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg/Br. 1972 (Neuausgabe 1989).

¹⁸ Die Gemeindedebatte lässt sich leicht in dieser Zeitschrift nachverfolgen; folgende Schwerpunktheft sind zu dieser

Thematik erschienen: DIAKONIA 4 (1973) H. 4; 6 (1975) H. 2; 11 (1980) H. 6; 12 (1981) H. 1; 14 (1983) H. 1; 18 (1987) H. 1 u. 2; 19 (1988) H. 3; 27 (1996) H. 5; dazu gibt es noch eine Reihe von Einzelaufsätzen.

¹⁹ N. Greinacher, Die Kirche in der städtischen Gesellschaft, 287, Anm. 73.

²⁰ Vgl. Norbert Mette/Michael Schäfers, Dialog im Kontext radikalierter Modernität – christliche und kirchliche Praxis im Kontext der Zivilgesellschaft, in: N. Mette, Praktisch-theologische Erkundungen, Münster 1998, 97-114.

²¹ Vgl. als neuere Grundlagenstudie dazu: Michael Krüggeler, Individualisierung und Freiheit, Freiburg/Schw. 1999.

Norbert Greinacher, emeritierter Professor für Praktische Theologie in Tübingen, war von 1965 bis 1996 Mitglied der Redaktion von DIAKONIA (bzw. Der Seelsorger).

In Dankbarkeit für unzählige Impulse während dieser jahrzehntelangen Mitarbeit gratuliert ihm die Redaktion zu seinem 70. Geburtstag ganz herzlich und wünscht Gottes Segen und alles Gute für die nächsten Jahre.